

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 104 (2010)
Heft: 12

Artikel: Annäherung an die Welt der Reichen : Gespräch
Autor: Seifert, Kurt / Mäder, Ueli
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-390193>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Annäherung an die Welt der Reichen

Das Buch Wie Reiche denken und lenken ist genau zur richtigen Zeit erschienen. Die Reaktionen darauf machen die Brisanz des Themas deutlich: Während hohe Löhne von Managern ins Gerede gekommen sind, müssen sich die grossen Vermögen und deren BesitzerInnen bislang kaum rechtfertigen.

Sie liefern höchstens Stoff für die mediale Unterhaltungsindustrie, nicht aber für den politischen Diskurs. Der Basler Soziologe Ueli Mäder und seine MitautorInnen bewegen sich mit ihrer Untersuchung auf einem Minenfeld. Die Weltwoche wirft Mäder Schludrigkeit vor und charakterisiert ihn auf einer Doppelseite als «Aufschneider». Die Neue Zürcher Zeitung legt nach und liefert einen Verriss des Buches. Es handle sich um eine «ermüdende Wiedergabe von Altbekanntem», lautet das Resümee.

Da ist allerdings erstaunlich, dass dieses offenbar längst Gewusste so viel Aufmerksamkeit erregt. Der Reichtum in der Schweiz ist ein öffentliches Geheimnis – doch wer darüber spricht oder schreibt, begibt sich auf umstrittenes Terrain. Es geht dabei nicht um eine «Neiddebatte», wie immer wieder behauptet wird, sondern um eine notwendige Auseinandersetzung angesichts der Frage, wie viel Ungleichheit sich eine Gesellschaft leisten kann, um noch als demokratisch bezeichnet werden zu dürfen.

• *Neue Wege: Nach der Diskussion um Arme und Armut kommt nun jene über die Reichen und ihren Reichtum langsam ins Rollen: Abzocker, Finanzkrise und Steuerinitiative sind einige der Stichworte. Ihr Buch liefert dafür reichhaltiges Material. Welche Absicht verfolgen Sie mit dieser Untersuchung? Was ist Ihnen an der vorliegenden Studie besonders wichtig?*

Ueli Mäder: Uns geht es vor allem um die soziale Ungleichheit. Sie steht klar im Vordergrund. Wir zeigen, wie die ungleiche Verteilung bei den Vermögen zunimmt. Und dabei interessiert uns halt, wie Reiche darauf reagieren. Wir wollten von ihnen auch erfahren, ob nach ihrer Wahrnehmung die Finanz- und Wirtschaftskrise das unternehmerische Denken verändert.

Trotz grossen Einkommens- und vor allem auch Vermögensunterschieden scheint die materielle und soziale Ungleichheit in unserem Land weitgehend akzeptiert zu sein. Was sind Ihres Erachtens die Gründe dafür, dass Reichtum in der Schweiz bislang kaum skandalisiert worden ist?

Der Lift fuhr lange Zeit hoch. Nach dem Zweiten Weltkrieg verbesserten breite Bevölkerungskreise ihre finanzielle Lage. Bis in die siebziger Jahre nahm auch die soziale Ungleichheit ab. Politisch dominierte eine liberale Haltung. Sie trat für eine soziale Marktwirtschaft ein und behandelte Kapital und Arbeit als gleichwertig. «It's getting better all the time», sangen die Beatles. Und dieses Bild des steten Aufstiegs blieb auch noch in den Köpfen der Leute hängen, nachdem der Wind drehte. In den achtziger Jahren setzte sich der angelsächsische Neoliberalismus durch, der die Gewinne maximieren wollte und das Kapital in den Händen von immer weniger Superreichen konzentrierte. Seither stellen wir bei den unteren Löhnen auch einen Rückgang des verfügbaren Einkommens fest.

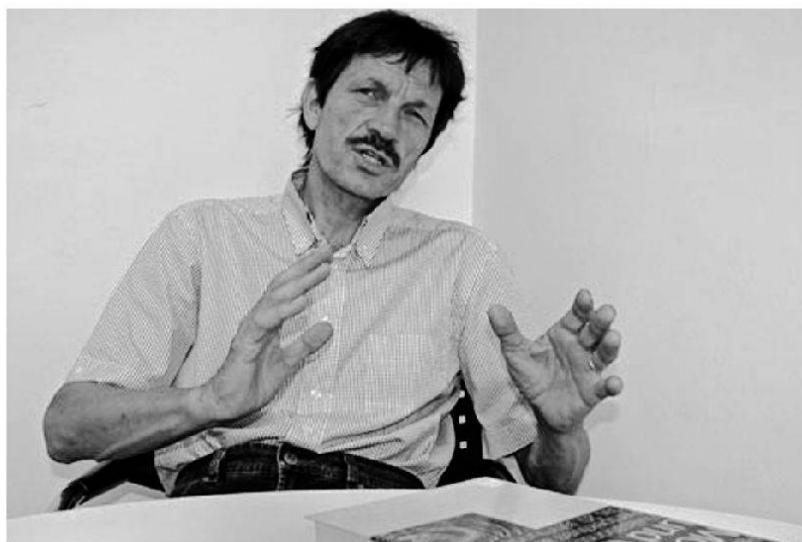
Mit Ihren Interviews zeichnen Sie sehr differenzierte Porträts von materiell reichen und auch an Einfluss reichen Personen in der Schweiz. Diese erhalten damit ein menschliches Gesicht. Und es sind ja durchaus sympathische Leute darunter. Könnte das nicht den Effekt auslösen, dass man allzu viel Verständnis für sie aufbringt und nicht mehr ihre Rolle im Machtgefüge der Schweiz wahrnimmt? Sind solche Porträts möglicherweise sogar ein – ungewollter – Beitrag zur «Akzeptanz der Diskrepanz», um eine Formulierung des Buches aufzunehmen?

«Ja, ihr könnt die Reichen nie verstehen», sagte uns eine reiche Frau. Wer gesund sei, könne sich auch nicht in eine Person einfühlen, die mit einer Krebsdiagnose leben müsse. Das stimmt wohl. Wir versuchten trotzdem, uns der Welt der Reichen anzunähern. Und wir gaben den Wohlhabenden bewusst die Möglichkeit, sich so darzustellen, wie sie sich sehen und wie sie gesehen werden möchten. Das dient dem Verstehen, nicht dem Verständnis oder der Akzeptanz der Diskrepanz. Aber es gibt schon so eine Gefahr. Wenn zum Beispiel die Gier als menschlicher Grundzug erscheint, dann sind wir eben alle ein wenig gierig. Und das stimmt ja auch, banalisiert aber die Unterschiede. Denn bei unserer kleinen Gier geht es um Erdnüsse oder Datteln, bei der grossen um viel Kapital, das dann an andern Orten fehlt.

Ein beachtlicher Teil der von Ihnen Porträtierten nimmt die wachsende soziale Ungleichheit im Land wahr und scheint darüber nicht sonderlich glücklich zu sein. Manche engagieren sich mit Stiftungen. Sie verbinden diesen Einsatz eigener Mittel vielfach mit einer Kritik an der Steuerpolitik des Staates, die ihnen als verschwenderisch erscheint. Dies eigentlich ganz im Sinne des Philosophen Peter Sloterdijk, der den Steuerstaat als «Ausbeuter» wahrnimmt und lieber auf den Stolz der Wohlhabenden setzt, die

sich freiwillig für das Gemeinwohl einsetzen sollen. Wo liegt da aus Ihrer Sicht das Problem?

Zunächst beeindruckt es mich natürlich, wenn Reiche sagen, dass ihnen die soziale Kluft auch Sorgen bereite. Die einen fürchten soziale Unruhen und das Ende des Arbeitsfriedens. Anderen geht es mehr um den gesellschaftlichen Zusammenhalt, der ihnen wichtig ist. Sie sagen auch, dass die grossen Standortvorteile und die politische Stabilität der Schweiz ihren Preis haben dürften. Und doch hadern viele mit den Steuern. Und Stiftungen sind dann eben teilweise auch eine Möglichkeit, ein wenig



Geld am Fiskus vorbei zu führen und direkt für Zwecke zu verwenden, die einem besonders wichtig sind.

Ueli Mäder
(Bild: Ruedi Suter).

Sie plädieren, wenn ich das richtig verstehe, weniger für eine Politik der nachträglichen Umverteilung durch staatliche Transfers als dafür, die Einkommensunterschiede zu verringern, wie dies beispielsweise die JusO mit ihrer 1:12-Initiative beabsichtigen. Es geht also nicht nur um Mindest-, sondern auch um Maximallohne. Dieses Element wird in der politischen Debatte viel seltener erwähnt als die Mindestlohnfrage. Welche Widerstände stehen einem solchen Zugang zum Problem der Ungleichheit Ihres Erachtens entgegen?

Ueli Mäder ist Professor für Soziologie an der Universität Basel und der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz. Er hat mit Ganga Jey Aratnam und Sarah Schilliger das Buch *Wie Reiche denken und lenken* verfasst (Rotpunktverlag Zürich, 448 S., Fr. 38.-).



Ich halte es immer noch für sehr zentral, die unteren Löhne anzuheben und allen Jugendlichen eine Ausbildung zu ermöglichen. Aber das reicht nicht. Die Spitzensaläre, die oben bezahlt werden, entmutigen viele, die hart arbeiten und kaum auf einen grünen Zweig kommen. Zudem erhöht das grosse Geld den eigenen Einfluss. Es unterläuft auch demokratische Prozesse. Daher finde ich den Vorschlag der Juso gut. Er ist sehr moderat und sollte eigentlich eine breite Akzeptanz ermöglichen. Aber dagegen laufen nun finanzstarke Kampagnen, die versuchen, das Anliegen in die Ecke zu stellen.

In Ihrem Buch kommt auch die Forderung nach einer nationalen Erbschaftssteuer vor. Die Evangelische Volkspartei will eine entsprechende Volksinitiative mit Zweckbindung zur Stärkung der AHV lancieren. Die Linke hat schon lange von einer solchen Initiative gesprochen. Wie schätzen Sie die Chancen dafür ein?

Von einer nationalen Erbschaftssteuer könnten die meisten Bürgerinnen und Bürger profitieren. Denn es geht ja nicht darum, die kleinen Erbschaften zu belasten, sondern die grossen. Wenn das mehr in das Bewusstsein rückt, erhöht sich die Akzeptanz einer solchen Steuer. Erfreulich ist, dass auch gut Situierte dafür eintreten. Zum Beispiel Dagobert Kuster, der ehemalige Direktor der Volksbank. Er ist heute wieder Unternehmer und hält die Erbschaftssteuer für einen sinnvollen Ausgleich, der letztlich allen nutzen kann. ●

Ich wollte hier etwas wirklich Schönes schreiben zu Weihnachten.

Etwas, das uns gut tun kann, aufbauen, das uns warm ums Herz werden lässt.

Ich wollte vom Kind in der Krippe reden, das mich rührt wie jedes Neugeborene, das so alles noch vor sich hat, so schutzlos und so erbarmungswürdig.

Ich wollte von Maria schreiben, die für einmal weder milde lächelt noch süß und hingebungsvoll dasteht, sondern ganz einfach erschöpft ist von der Flucht und der Geburt.

Und vom Josef, der wie viele junge Väter zwischen Skepsis und Stolz pendelt.

Und ich wollte schreiben von den Hirten damals auf dem Feld und heute in aller Welt, wartend auf das bessere Leben, das doch irgendeinmal kommen muss, und ich wollte schreiben von den

Engeln, den guten Mächten, den nahen Geistern, den schützenden,

und dann las ich den Hammersatz. Es war in der Berichterstattung über die Beisetzungsfier in Srebrenica, wo man jene, die aus dem Massengrab geholt und auseinandersortiert, identifiziert und je einzeln eingesargt hatte. Ich las den Satz einer Mutter: «Ich hatte drei ganze Kinder geboren und heute gebt ihr sie mir zerstückelt zurück». Unter mir sank der Boden weg. Das ist der wohl ungeheuerlichste Satz, den eine Mutter im 21. Jahrhundert sagen muss. Und ich wusste, so etwas bleibt, im Magen, im Nacken und im Kopf für immer. Ich bring es nicht zusammen. Da versagt meine Fähigkeit zu Verknüpfungen.

Weihnachten war damals, trotzdem und auch 2010, trotzdem.

Monika Stocker